

DIE DOLMETSCHERIN, WOODY ALLEN UND DIE FRAU MIT DER PLASTIKENTE IM MUND

Ja, ich habe eine aufgegeben. Schon bevor ich abgereist bin. Eine Anzeige. So eine Art Kontaktanzeige. Und wenn ich sage: so eine Art Kontaktanzeige, dann meine ich: eine Kontaktanzeige. Ich gehöre noch zu der Generation, der so was ein bisschen peinlich ist. Ein Zeichen von Schwäche, von sozialem Unvermögen. Etwas für Menschen, die nicht einfach so in eine Bar gehen und sagen: »Ist der Platz hier frei, was trinken Sie, wie geht Ihr Lieblingslied und was machen Sie später?«

Viel peinlicher als Kontaktanzeigen ist mir eigentlich, dass mir Kontaktanzeigen ein bisschen peinlich sind. Eigentlich ist es eine weitaus vornehmere, zivilisiertere Form der Kontaktsuche als das Zufallsanquatschen von Menschen im öffentlichen Raum. Kommt natürlich auf die Anzeige an. Meine lautet folgendermaßen (aus dem Englischen):

*Deutscher Journalist, Ende 30, humorlos und unsportlich,
sucht Freundschaften in Tokio. Ich mag neue Dinge lieber als
alte, Pop lieber als Klassik, Städte lieber als Dörfer, Bars lieber*

als Cafés. Mir ist nicht explizit an einer romantischen Beziehung gelegen, aber machen wir uns nichts vor: Zuschriften von alleinstehenden Frauen werden bevorzugt behandelt.

Ich hatte das eigentlich für ziemlich clever gehalten, wenn ich das selbst so sagen darf. Dass sich dann exakt gar niemand auf die Anzeige gemeldet hat, gibt mir schon ein wenig zu denken. Auf Japanisch hatte ich noch ergänzt:

Ich nicht sprechen Japanisch viel, aber lernen jeden Tag.

Normalerweise kommt das gut an, macht schmunzeln und weckt Beschützerinstinkt. Aber diesmal – nichts.

Es ist nicht das erste Mal, dass ich dieses Webforum nutze, in dem Japaner und Nicht-Japaner einander suchen, offiziell ausdrücklich nur zum Austausch von Sprachkenntnissen und platonischen Freundlichkeiten. Es ist auch nicht das zweite Mal. Es ist das dritte Mal. Daran erkennt man, dass die gefundenen Kontakte in der Vergangenheit nicht für die Ewigkeit waren. Aus einigen wurden langjährige eheartige Fernbeziehungen (gut, nur aus einem), andere endeten gnädig nach einem einzigen anstrengenden Abendessen. Alle waren mir auf ihre Weise eine Bereicherung, ob sie kurz, sehr kurz oder etwas länger Bestand hatten. Nicht alles Gute muss ewig dauern.

Der springende Punkt ist: Es hat in der Vergangenheit Kontakte gegeben. In recht großer Zahl sogar. Beim zweiten Mal allerdings schon weniger als beim ersten. Den Grund hatte ich schnell raus: Einer, der schreibt, er sei Ende zwanzig, ist

in der Wahrnehmung ein ganz anderer als der, der schreibt, er sei Anfang dreißig. Zwischen Ende zwanzig und Anfang dreißig liegen ganze Lebensalter, in der äußeren Wahrnehmung. Mit Ende zwanzig ist man noch ein junger Hüpfen, der coole Bands und originelle Cocktails kennt. Mit Anfang dreißig braucht man eine Lesebrille und trägt Ellenbogenflicken. Doch auch solche Menschen finden Kontakt in Kontaktbörsen. Bei meinem dritten Versuch dachte ich mir: Schnell die Anzeige aufgeben, bevor aus Ende dreißig Anfang vierzig wird, dann ist alles aus. Dann werde ich zwar immer noch der sein, der ich seit Jahren bin, nur ist es dann nicht mehr vermittelbar.

Anscheinend habe ich mir zu spät Sorgen gemacht: Ende dreißig ist das neue Anfang vierzig.

Immerhin treffe ich morgen diese Dolmetscherin, die mir eventuell bei eventuellen journalistischen Projekten zur Hand gehen wird.

Nicht, dass das ein Date wäre.



Die Angst vor der unbekanntem Dolmetscherin

Wir sind verabredet vor dem Spiral Building in Aoyama, in der Nähe der edlen Flaniermeile Omotesando. Spiralenform findet man eher im inneren als im äußeren Konzept des Kultur- und Einkaufszentrums, von außen ist die Konstruktion aus Glas und Aluminium recht eckig. Die Dolmetscherin und ich wollen heute unverbindlich Themen und Verfügbarkeiten durchsprechen. Und uns kennenlernen. Das ist

wichtig, denn sie hat es nicht nötig, für jeden dahergelaufenen Langzeiturlauber zu dolmetschen, hat sie freundlich durchblicken lassen.

Vermutlich spricht die Wahl des Treffpunkts, ihre Wahl, schon Bände über die Dolmetscherin. Eher Luxusweib als Indie-Girlie. Stört mich nicht, mir liegt auf meine alten Tage auch eher das Gepflegte als das Abgewetzte. Vermutlich, weil ich mich nun lange genug im Abgewetzten gelümmelt habe und schließlich lernte, dass keinem von beidem per se eine höhere Wahrhaftigkeit innewohnt als dem anderen und sich das Verhältnis von verstellten zu unverstellten Charakteren in beiden Milieus nicht viel tut.

Das Spiral Building ist ein beliebter Treffpunkt. Ich bin bei Weitem nicht der Einzige, der hier darauf wartet, dass ihn jemand trifft.

Das Problem mit Japan ist, dass es dort viele Japanerinnen gibt. Und wenn ich »das Problem mit« sage, dann meine ich natürlich: das Schöne an. Ein Problem kann es trotzdem werden. Der amerikanische Dichter Richard Brautigan mutmaßte einmal, die unattraktiven Japanerinnen würden gleich nach der Geburt ertränkt. Mit dem recht derben Bild zeichnete der Dichter ein sehr zartes Bild davon, wie über Japans Gehwegen nur ausgewählte Schönheiten schwebten. Die Realität sieht so aus, dass es in Japan zwar überdurchschnittlich viele Schweberrinnen gibt, was bei ersten Besuchen zu einer positiven selektiven Wahrnehmung führt. Später jedoch, wenn der Blick alltagskalibriert ist, merkt man, dass es neben Schwebenden auch Trampel gibt, und alles dazwischen sowieso, also genau wie überall, nur in einem etwas angenehmeren Zahlenverhältnis. – Diese

Attraktivitätsverhältnisse gelten möglicherweise für Männer genauso, bitte nicht aufregen! Und überhaupt kommt es selbstverständlich hüben wie drüben in erster Linie auf innere Werte an. Aber weder Männer noch innere Werte sind an dieser Stelle das Thema.

Ehe ich mich verrenne: Mein Problem ist weder, dass Japanerinnen zu schön sind, noch dass sie alle gleich schön oder sonst wie gleich aussähen. Mein Problem ist, dass ich überhaupt nicht weiß, wie diese Dolmetscherin aussieht. Sie weiß zwar auch nicht, wie ich aussehe, aber sie hat den Vorteil, dass hier weitaus weniger deutsche Herren rumlaufen als japanische Damen. Das heißt, wenn es kein sofortiges schicksalhaftes Erkennen gibt, muss sie diejenige sein, die auf mich zugeht. Kein Problem, sollte man meinen. Könnte doch ein Problem sein, meine ich. Denn ich denke zurück an die Sache mit der verhuschten Katzenfrau.



Die Sache mit der verhuschten Katzenfrau

Ich hatte mal eine relativ blinde Verabredung (nicht, dass das mit der Dolmetscherin eine Verabredung wäre) mit einer sehr schüchternen Japanerin. Als ich an dem Ort, an dem wir uns verabredet hatten, ankam, saß sie bereits verhuscht auf einer Treppe und starrte ins Leere. Ich war mir zumindest einigermaßen sicher, dass es sich bei dem verhuschten Mädchen um meine Verabredung handelte. Allerdings nicht ganz, denn sie

hatte mir nur ein recht verhuschtes Bild von sich geschickt, auf dem sie mit ihrer Katze posierte. Genauer gesagt hielt sie sich die Katze vors Gesicht. Das wäre eine perfekte Vorbereitung auf eine Verabredung mit ihrer Katze gewesen, doch ihre Katze war nicht mitgekommen. Ich erinnerte mich damals, wie ich einmal in einer ähnlichen Situation (ich hatte schon wirklich viele blinde Verabredungen, fällt mir gerade auf) versehentlich die falsche Frau angequatscht hatte, und die daraufhin ein Gesicht gemacht hatte, als müsse sie sich gleich übergeben. Deshalb beschloss ich, diesmal nicht auf die Frau, die ich für meine Verabredung hielt, zuzugehen, sondern sie den ersten Schritt machen zu lassen. Sie kannte schließlich mein Bild. Ein sehr deutliches Bild, auf dem ich mir keinerlei Getier vors Gesicht hielt.

Als der offizielle Zeitpunkt unserer Verabredung tiefer und tiefer in der Vergangenheit versank, fasste ich mir doch ein Herz und sprach die Frau an, obwohl ich inzwischen umgeschwenkt und mir sicher war, dass es sich *nicht* um sie handelte. Denn inzwischen hätte sie ja etwas sagen müssen. Ich war nicht nur der einzige Nicht-Asiate vor Ort, ich war außerdem der einzige Mensch außer ihr, der ganz offensichtlich auf jemanden wartete, und der einzige Mensch, der aussah, wie der Typ auf dem Foto von mir.

Ja, selbstverständlich war die Frau auf der Treppe meine Verabredung, wie sich herausstellte! Doch hätte ich nichts gesagt, hätten wir bestimmt unmittelbar nebeneinander stumm noch eine halbe Stunde gewartet und wären dann mit klammen Gefühl im Bauch wieder getrennt voneinander nach Hause gegangen.

Mit der Schilderung dieser Episode, die keinerlei direkten Bezug zu den Kernereignissen dieses Buches hat, möchte ich eigentlich nur sagen: Ich weiß, dass ich derjenige sein muss, der die Dolmetscherin aus der Masse von Japanerinnen herauspickt, obwohl sie die besseren Karten hat, mich herauszupicken. Andernfalls mag es passieren, dass wir uns treffen, ohne uns zu treffen. Ich weiß nicht, ob die Dolmetscherin so schüchtern ist wie die Katzenfrau. Sollte man als Dolmetscherin eigentlich nicht sein. Ihre vergnüglichen und redseligen E-Mails lassen auch nicht darauf schließen. Andererseits bin ich selbst schriftlich weit weniger schüchtern als mündlich. Ich muss auf alles gefasst sein.

Der Vollständigkeit halber: Der gemeinsame Abend mit der Katzenfrau gestaltete sich keinesfalls als die schwierigste Verabredung meines Lebens, schafft es aber locker in die *Top Five*. Sie war ein reizendes Wesen und bei aller Verhuschung alles andere als unattraktiv. Die Schüchternheit ist ja von Natur aus eine Schönheit, ein vornehmes Fanal gegen die Brüllaffigkeit der modernen Welt, sei es die Brüllaffigkeit eines Wirtschaftsunternehmens oder die Brüllaffigkeit einer Punk-Kneipe. Doch das Einzige, was die schüchtern-schöne Katzenhalterin und ich wirklich gemein hatten, so zeigte sich im Verlauf des zähen Abends, war eine Vorliebe für blutige Romane. Ich dachte auch immer, dass das reicht.

Tut es aber nicht.



Die Superheldin aus der Sesamstraße

Nun liegt die Frage nahe: Wenn ihr beiden Turteltäubchen, die Dolmetscherin und du, schon einen »vergnüglichen und redseligen« Federkrieg geführt habt, warum ist dann keiner auf die Idee gekommen, Fotos auszutauschen?

Es ist durchaus jemand auf die Idee gekommen! Ich. Nur leider war sie nicht so begeistert von der Idee wie ich. Statt mir ein Bild digital zu schicken, projizierte sie mir eines in den Kopf: Sie schrieb, sie sähe aus wie eine Mischung aus der Sesamstraßenfigur Betty Lou und dem Superhelden Anpanman. Leider kenne ich keinen von beiden. Zum Glück habe ich Internet. Nicht, dass mir das allzu sehr weiterhilft. Betty Lou stellt sich heraus als ein freundliches Zopfmädchen aus Filz, typisch für die Hippie-Phase der Sesamstraße. Anpanman ist eine fliegende Comicfigur mit kleinem Körper und großem runden Kopf. Wie eine Mischung der beiden aussähe, kann ich mir nach wie vor nicht vorstellen.

Selbstverständlich hätte ich ihr zurückschreiben sollen: Na gut – ich sehe aus wie eine Mischung aus Bruce Willis und Pee Wee Herman. Aber erstens hat sie mich ja gar nicht um ein Bild oder eine Beschreibung gebeten, zweitens fällt mir so etwas immer erst fünf Jahre später ein. Deswegen bin ich Schriftsteller geworden, und nicht Improvisationskomiker.



Die Legende von Bohnenquarkbrotkopfmann

Andreas kennt jede Menge Manga, für die sich Japan kollektiv schämen müsste. Ich weiß nicht, ob mich dieser Umstand mehr schockiert, oder die Tatsache, dass er ausgerechnet Anpanman vor unserer ersten Begegnung nicht kannte. Jedes Kind in Japan kennt Anpanman. Sein Kopf ist aus Brot (*pan*), das mit Bohnenpaste gefüllt ist (*anko*). Ein beliebter Snack, insbesondere bei Kindern. Wenn ein Kind Hunger hat, kann es ein Stück von Anpanmans Kopf abbeißen. Wenn der Kopf aufgegessen ist, backt der Bäcker, Anpanmans Freund, einen neuen.

»Mir gefällt das«, sagt Andreas, als ich ihm die Geschichte erzähle. »Andererseits gefällt mir auch George Romeros klassische Zombie-Trilogie. Ich glaube, diese Sache mit dem Kopfaufessen wäre auf dem deutschen Kinderbuchmarkt schwer zu vermitteln.«

Es ist eine sehr japanische Geschichte von Selbstaufopferung. In Japan sieht man Anpanman überall, er wird ähnlich vermarktet wie Hello Kitty. Schade, dass das in Deutschland wohl nicht so bald geschehen wird. Dabei finde ich das, was Hänsel und Gretel zustößt, auch nicht in jeder Hinsicht kindgerecht.

Andreas immerhin ist sehr angetan von Anpanman. Eines Tages, während seines Sabbaticals, fragt er mich: »Wusstest du, dass es in Yokohama einen Anpanman-Vergnügungspark gibt?« Und kaum hat er das ausgesprochen, überreicht er mir eine Dose mit Anpanman-Pralinen, die er genau dort

gekauft hat. Ich glaube nicht, dass mir jemals jemand zuvor Anpanman-Schokolade geschenkt hat. Zumindest nicht, seit ich über vier Jahre alt bin. Und extra nach Yokohama ist dafür garantiert noch niemand gereist. Sehr süß, auch wenn Andreas behauptet, er wäre in erster Linie hingefahren, um im bekannten Chinesenviertel Bruce-Lee-Kitsch zu kaufen und scharfes Tofu zu essen.



Der Mann mit dem Schirm

Entgegen anders lautender Gerüchte bin ich keine Dolmetscherin, aber ich habe einen Dolmetscherkurs abgeschlossen und nehme hin und wieder Aufträge an, damit ich sprachlich nicht einroste. Außerdem lernt man dabei mitunter interessante Leute kennen. Nicht, dass es sich dabei um Dates handelt.

Ich habe Zeit in den USA und Kanada verbracht und in Australien mit Kommilitonen aus verschiedenen asiatischen und europäischen Ländern studiert, aber Deutsche waren keine darunter. Wenn ich ehrlich bin, habe ich mir nie über Deutschland Gedanken gemacht, weder gute noch schlechte. Ich habe also keine allzu genaue Vorstellung, was von einem Deutschen zu erwarten ist. Nur in vier Punkten bin ich mir ziemlich sicher:

1. Sehr laut.
2. Isst Unmengen Fleisch.
3. Von Fußball besessen.
4. Trinkt viel Bier.